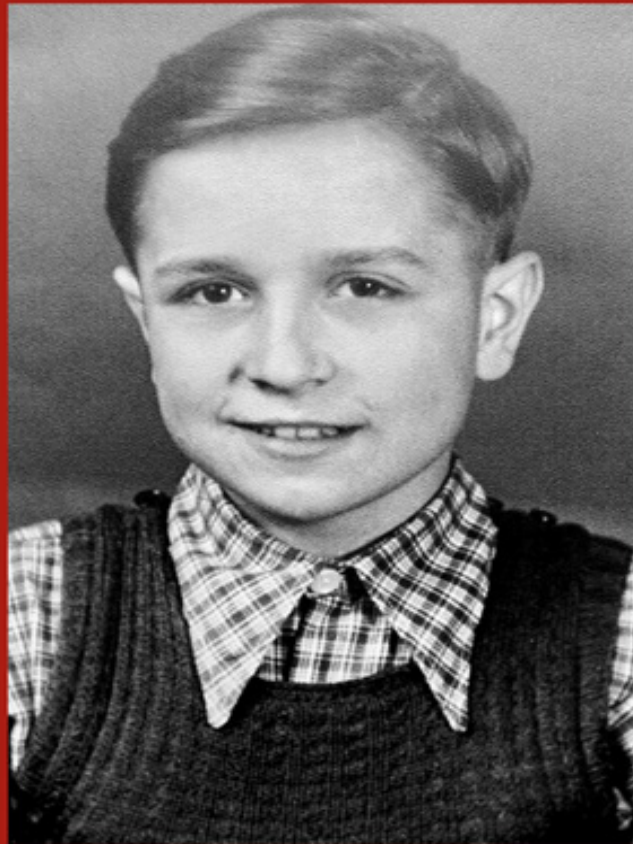


DIETER RÖSEL

ERLEBTE GESCHICHTE



**Erinnerungen an die Kriegs- und
Nachkriegszeit 1939-1956**



Inhalt

Vorwort

I. Kriegszeit

II. Nachkriegszeit

Vorwort

Eine Vielzahl von Erlebnissen als Kind und Jugendlicher veranlassten mich, diese schriftlich festzuhalten und meiner Nachwelt zur Kenntnis zu geben. Die in der nachstehenden Autobiografie enthaltenen und der Wirklichkeit entsprechenden Episoden fußen auf Tagebuchnotizen und Erinnerungen. Gleichzeitig stellen sie einen Querschnitt durch die Zeitgeschichte dar. Sie reichen zurück von der Zeit des Zweiten Weltkriegs bis in die Nachkriegszeit. Auf diese Weise erhalten Leserinnen und Leser einen Einblick in einen interessanten geschichtlichen Zeitabschnitt. Aus Gründen des Datenschutzes wurden Namen verändert. Bilder bzw. Fotos entstammen meinem privaten Fotoarchiv. Ich wünsche allen Leserinnen und Lesern viel Freude und Spannung beim Lesen.

Dieter Rösel

Sankt Augustin, den 23. Mai 2019

I. Kriegszeit

Friedland

Die Geburt

Mein Erscheinen auf dieser Welt war ursprünglich für den 13. Juni des Jahres 1937 von den Ärzten vorausberechnet worden. Diese Rechnung ging allerdings nicht auf, denn der **Dreizehnte**, obwohl er nicht auf einen Freitag fiel, behagte mir nicht. Ich hatte damals schon meinen eigenen Kopf. Warum sollte ich mich beeilen? Bei Müttern ging es mir doch gut. Nach reiflicher Überlegung hatte ich mir den **23. Juni 1937** als Ankunftstag auf diesem Planeten ausgesucht. So erblickte ich an diesem Tage im schlesischen Friedland bei Waldenburg zur Freude meiner Eltern das Licht der Welt. Dass es sich bei diesem Datum um den luxemburgischen Nationalfeiertag handelte, konnte ich damals noch nicht wissen. Nun feiern das Großherzogtum Luxemburg und ich unseren Geburtstag jedes Jahr gemeinsam. Gleich nach meinem ersten Schrei musste festgestellt werden, ob es sich bei mir um einen männlichen oder weiblichen Nachkommen handelt. Sobald Papa (Walter Rösel) erfuhr, dass Mutti (Helma Rösel) einen Stammhalter zur Welt gebracht hatte, sprang er im Nebenzimmer vom Stuhl auf und rief: »Hurra, ein Junge! Ein Junge!« So wurde mir jedenfalls später berichtet. Obwohl ich schon von Anfang an mit einem guten Gedächtnis ausgestattet war, reichen meine Erinnerungen nicht bis zur Stunde meiner Geburt zurück. Ich wurde einige Wochen später auf den Namen Paul Georg **Dieter** getauft, wobei die Vornamen meiner Großväter vorangestellt wurden.



Der Ring in Friedland/Schlesien

Bis auf eine in Unna in Westfalen wohnende Großmutter Emma Ulber (Omi) hatte ich keine Großeltern mehr. Die Großmutter väterlicherseits verstarb kurz nach meines Vaters Geburt. Meine beiden Großväter waren im Ersten Weltkrieg gefallen. Einer (Georg Ulber) fiel beim Sturm auf die Lorettohöhe bei Lens, südlich von Lille in Nordfrankreich. Der andere Großvater (Paul Rösel), der an der Ostfront in Rumänien unter Erwin Rommel (dem späteren Feldmarschall, auch bekannt als »Wüstenfuchs«) gedient hatte, fiel beim Sturm auf einen strategisch wichtigen Gebirgspass östlich von Brasov in den Karpaten. Gott sei Dank gab es aber noch die Urgroßeltern, Adolf und Berta Ulber. Sie waren beide glücklich, dass meine Eltern mit ihrem Urenkelchen in ihrer Nähe wohnten. Mein Urgroßvater, ein im Ruhestand lebender Zechenbeamter von der Braunkohlengrube »Glückhilf-Friedenshoffnung« in

Waldenburg, hatte sich mit seiner Frau nach dem Ausscheiden aus dem aktiven Dienst in das ruhige, kleinstädtische Friedland zurückgezogen. Friedland war eine Stadt der Ruheständler. Der Ort lag an einem Gebirgsbach und war von lauschigen Wäldern umgeben. Die Urgroßeltern waren unserer kleinen Familie sehr zugetan. Sie standen meinen Eltern stets mit Rat und Tat zur Seite und halfen ihnen, wo sie nur konnten. Das gemeinsame Glück währte leider nicht lange. Die Verdienstmöglichkeiten in Friedland waren für meinen Vater begrenzt. So bewarb er sich eines Tages bei der Stadtverwaltung in Unna (Westfalen), wo er bis Kriegsende als Angestellter tätig war. Im Frühjahr 1938 kam nun für alle die Stunde des Abschieds. Es müssen viele Tränen geflossen sein, denn an diesem Tage drohte die Steine (so hieß der Gebirgsbach am Stadtrand von Friedland) über die Ufer zu treten. Zu allem Unglück war ich kurz vor der Übersiedlung nach Westfalen so schwer erkrankt, dass mich ein deutscher Arzt bereits aufgegeben hatte. In ihrer Verzweiflung hatte Mutter im Nachbarort einen jüdischen Arzt konsultiert, der mich mit Mitteln aus der Naturheilkunde kuriert hatte. Ich glaube, Mutter und Vater waren diesem Mann ewig dankbar. Ich habe, soweit ich mich zurückerinnere, die Eltern - auch während der NS-Zeit - nie negativ über unsere jüdischen Mitbürger reden hören.

Unna

Der Umzug

Die Übersiedlung nach Unna, Stadtteil Königsborn, fand, wie schon erwähnt, im Frühjahr des Jahres 1938 statt. Die Eltern fanden im ersten Stock eines Hotelanbaus eine geräumige Dreizimmerwohnung mit Küche, aber ohne Bad. Die Toilette befand sich in einem Zwischengeschoss zwischen dem ersten Stockwerk und dem Erdgeschoss. Sie wurde von drei Familien benutzt. Das hatte zur Folge, dass man gelegentlich vor dem »stillen Örtchen« Schlange stehen musste. Das Hotel, es nannte sich »Königsborner Hof«, hatte einen quadratischen Grundriss, an dessen Rückseite sich zwei parallel zueinander verlaufende Gebäudeteile befanden, welche einen kleinen Innenhof umsäumten. Das größere der beiden Gebäude - es wies zur Nordseite - beherbergte Mietwohnungen. Das kleinere gegenüberliegende Gebäude war eine mit mehreren handbetriebenen Waschzubern ausgestattete Großwaschküche. Für jeden Mieter war ein bestimmter Wochentag als Waschtage vorgeschrieben. Vom kleinen Innenhof gelangte man auf einen größeren Hof mit einer angrenzenden Rasenfläche. Hof und Anbau befanden sich an einem Nebenweg, der in die in Nord-Süd-Richtung verlaufende, mit einem Kopfsteinpflaster versehene Hauptstraße, die Kaiserstraße, mündete.



Friedrichsborn mit Gradierwerk und Wärterhäuschen am Kaffeewald

Nur eine kurze Bemerkung zum Stadtteil Königsborn: Königsborn war ein vornehmer Stadtteil und nannte sich Bad Königsborn. Es gab ein mondänes Badehaus, Kuranlagen, ein Wäldchen und als besondere Attraktion eine Solequelle, die viele Kurgäste anlockte. Die Quelle befand sich in einer Windmühle, welche Sole aus der Tiefe ans Tageslicht pumpte. In deren unmittelbarer Nähe standen große Gradierwerke, an deren Hecken Sole herunterlief und unten in breiten Rinnen und Röhren aufgefangen wurde. Die Sole lief anschließend durch eine unterirdische Rohrleitung zu einer in der Nähe befindlichen Kochsalzgewinnungsanlage. Die vorher erwähnte Windmühle mit der Solequelle erhielt den Namen »Friedrichsborn« zu Ehren des preußischen Königs Friedrich II. (des Großen). Unna wurde bereits im Jahre 1734 preußisch! Die Soleförderung übernahm später

eine Dampfmaschine. Im Jahre 1350 trat Unna der Hanse bei.

Nicht lange nach unserem Umzug nach Unna, wo auch meine Großmutter (Omi) als Kriegerwitwe wohnte, wurde am 6. Dezember 1938, am Nikolaustag, mein jüngerer Bruder **Klaus** geboren. Keine eineinhalb Jahre später, am 1. April 1940 (kein Aprilscherz!), erblickte meine Schwester Ursula (**Uschi**) das Licht der Welt.

Die ersten Auswirkungen eines langen Krieges

Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten standen die Zeichen auf Krieg und im September 1939 war die bis dahin friedliche Zeit vorbei. An Vaters neuem Arbeitsplatz wurde ihm zu verstehen gegeben, dass es für ihn und die Familie auch im Interesse einer Beibehaltung seines Arbeitsplatzes besser sei, der NSDAP (Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei) beizutreten. Was blieb ihm als Ernährer einer fünfköpfigen Familie anderes übrig, als in den »sauren Apfel« zu beißen und der Partei beizutreten? Die Mitgliedschaft in der NSDAP war damals eine Art Existenzgarantie. Im Jahre 1940 wurde unser Vater zur Wehrmacht (Luftwaffe) eingezogen und nach einer Grundausbildung in Quakenbrück an einen kleinen Feldflugplatz bei Hilversum in den Niederlanden versetzt. Aufgrund seines schlechten Gesundheitszustandes war er vom Außendienst befreit und durfte in der Schreibstube Dienst tun. Mutter war nun mit uns drei Kindern allein auf sich gestellt. Eines Tages bemerkte ich, dass unsere Mutter sehr bedrückt war und ein verweintes Gesicht hatte. Es war etwa um die gleiche Zeit, als unsere Nachbarin - sie hatte einen Sohn in meinem Alter - die Nachricht erhielt, dass ihr Mann an der Ostfront vermisst, höchstwahrscheinlich aber gefallen sei. Ich fragte Mutter, warum sie weine. Darauf antwortete sie: »Ich bin traurig, weil der Papa nicht bei uns

sein kann.« Nun versuchte ich sie zu trösten. Ich soll gesagt haben: »Mutti, sei doch nicht traurig, ich bin doch noch da.« – Eines Tages zog Tante Herta (Mutters Schwester) mit ihrer Familie in unsere Nähe. Was lag nun näher, als dass die Schwestern gelegentlich nachmittags, wenn die Ehemänner im Dienst bzw. auf der Arbeit waren, sich gegenseitig besuchten und einen Kaffeeklatsch abhielten.

Eine Episode mit bösen Folgen

Nun komme ich zu einer Episode mit bösen Folgen, an die ich mich nur noch teilweise erinnern kann. Es muss an einem Regentag im Monat Juni gewesen sein, als sich Mutter wieder einmal zu einem Plausch zu ihrer Schwester begeben hatte. Vorher hatte sie uns Kinder zum Schlafen in unsere Bettchen gelegt und die Tür zum Flur verschlossen. Es musste schon eine Stunde vergangen sein, als ich plötzlich durch ein Geräusch aufwachte. War es Donnerrollen oder ein lautes Türemschlagen bei den Nachbarn? So genau weiß ich es nicht mehr. Klaus und Uschi schliefen noch fest in ihren mit einem Hochgatter umgebenen Bettchen. Jedenfalls galt mein erster Gedanke der Mutter. Zuerst wollte ich nach ihr rufen. Da ich meine schlafenden Geschwister nicht wecken wollte, ließ ich diesen Gedanken fallen. Wo war bloß die Mutti? Ich muss bekennen, dass ich bis zu diesem Zeitpunkt noch ein echtes Muttersöhnchen war. Nachdem ich aus dem Bett geklettert war und die ganze Wohnung nach ihr abgesucht hatte und sie nirgends entdecken konnte, kroch Panik in mir hoch. Schließlich kam mir die Idee, dass Mutter nur einige Häuser weiter bei Tante Herta sein könne. Mein Entschluss stand fest. Ich musste Mutter bei Tante Herta suchen und hoffentlich auch finden. Was tat ich nun? Angesichts des regnerischen Wetters konnte ich unmöglich im Schlafanzug durch die Gegend laufen. Also öffnete ich einige Schrank Schubladen, um mir etwas zum

Anziehen zu suchen. Ich fand nur einen übergroßen Pullover und ein Paar riesige Socken vom Vater, der beim Militär war. Diese Sachen zog ich an und begab mich zur Tür. Diese war jedoch verschlossen. Aber ich war ja damals schon ein schlaues Kerlchen. Längst schon hatte ich mitbekommen, wo die Türschlüssel zu finden waren. Sie hingen an einem Schlüsselbrett neben der Tür. Da ich aber nicht groß genug war, um an die Schlüssel heranzukommen, nahm ich einen in der Nähe stehenden Stuhl zu Hilfe und schnappte mir ein paar Schlüssel, um sie im Schlüsselloch auszuprobieren. Schließlich passte einer von ihnen. Leider ließ er sich nicht drehen. Meine schwachen Kräfte reichten nicht aus. Jetzt war meine Intelligenz gefragt. Was machte ich? Ich nahm einen zweiten Schlüssel mit einem besonders langen Bart, steckte diesen in die gelochte Rundung des oberen Schlüsselteils vom ersten Schlüssel und begann zu drehen. Und siehe da! Ich hatte die Hebelwirkung zwar nicht erfunden, aber für mich entdeckt. Den zweiten Schlüssel als Hebel nutzend, drehte ich so lange, bis der Türriegel aufsprang und sich die Tür leicht öffnen ließ. Jetzt war der Weg frei zur lieben Mutti. Ab ging es durchs Treppenhaus auf die Straße. Es regnete heftig. Dort tapste ich mit den dicken Socken meines Vaters an den Füßen durch tiefe Pfützen, bis ich vor Tante Hertas Haustür stand. Tante Herta öffnete und war bleich vor Schreck. Mit dem Gesicht zur Wohnstube gewandt, rief sie: »Helma, der Dieter ist hier!« Mutti antwortete ungläubig: »Das ist doch wohl ein Scherz.« Als ich dann in der Stube stand, klappte auch bei ihr der Kiefer herunter. Eine Nachbarin, die das gemütliche Kaffeetrio komplettierte, sagte: »Was will denn der Dreikäsehoch hier. Der Junge ist ja total durchnässt.« Sowohl an die Situation als auch an die Worte erinnere ich mich noch heute. Die nun folgenden Ereignisse kenne ich nur vom Hörensagen. Wenige Tage später bekam ich hohes Fieber und klagte gleichzeitig über starke Leibschmerzen. Mutter machte kalte Kompressen an Stirn und Waden, um das Fieber zu senken,

und legte mir eine Wärmflasche auf den Bauch. Als am übernächsten Tag das Fieber nicht zurückging und die Leibschmerzen immer stärker wurden, schleppte mich Mutter zu unserem Hausarzt. Als dieser meinen Leib abtastete, wusste er sofort, was los war. »Es handelt sich um eine akute Blinddarmentzündung. Vielleicht ist es aber auch schon zu einem Durchbruch gekommen. Der Junge muss auf dem schnellsten Wege ins Krankenhaus«, war sein Kommentar. Ohne lange zu zögern, fuhr er Mutter und mich in seinem privaten Auto ins Evangelische Krankenhaus in Unna. Dort wurde ich, wie man mir später erzählte, ohne große Vorbereitung auf den Operationstisch gepackt und am Blinddarm operiert. Die schlimmsten Befürchtungen wurden noch übertroffen. Der Blinddarm war bereits geplatzt und der Eiter hatte sich in die Bauchhöhle ergossen. Die Ärzte konnten nicht sagen, ob ich die Operation überstehen werde. Mutter wurde der Vorwurf gemacht, mit mir nicht rechtzeitig einen Arzt aufgesucht zu haben. Mit der Wärmflasche habe sie den Blinddarm erst zum Platzen gebracht.

Mein erster Krankenhausaufenthalt

Als ich in der Nacht aus der Narkose erwachte, wusste ich nicht, wo ich mich befand. Instinktiv rief ich nach der Mutter. Das »Mutti, Mutti!« muss wohl so laut gewesen sein, dass die Frauen, auf deren Station ich untergebracht war, das Licht anmachten und nach der Nachtschwester klingelten. Inzwischen soll ich aber schon dem Bett entstiegen sein, die Zimmertür geöffnet haben und mit Pflaster und großem Wundverband über den Krankenhausflur gewatschelt sein. Ein Arzt und eine Krankenschwester nahmen die Verfolgung auf. Sie folgten bei der Jagd nach mir – dem entlaufenen Knirps – der blutigen Spur, die der sich abwickelnde Wundverband hinterlassen hatte. Erst am Ende des Flures